In freier Stunde

Spiel mit der Erinnerung!

Roman von Hans-Eberhard von Besser

Enttäuscht ließ Hugo das Glas sinken. Hier war nichts von heimlicher Schuld, nichts von bösem Gewissen, die gute Marie hatte ihn wahrhaftig angesteckt.

Doktor Mertens fragte, was er zu zahlen habe, und warf das Geld auf den Tisch.

„Es war ein großer Prozeß damals," sagte er noch einmal, das Gesicht Bielers genau studierend. „Ob Riedewald die Fabrik wirklich angesteckt hatte, oder ob er tatsächlich schuldlos war?"

Bielers Züge blieben undurchdringlich.

„Weiß ich," murmelte er endlich und strich das Geld ein.

Tief enttäuscht verließ Mertens die Waldschenke. Er ging zu seinem Wagen zurück, nahm den Weg an der Schenke vorüber und fuhr heimwärts.

21. Kapitel.

„Hugo gefällt mir nicht, Karola, er ist grau im Gesicht, er wird doch nicht krank sein?"

Rittmeister Olbrich sah das junge Mädchen besorgt an.

Karola hatte längst bemerkt, was los war. Hugo Mertens war mit einem trostlosen und müden Antlitz zurückgekehrt, es verriet nichts Gutes.

Rasch versuchte sie die Bedenken des Onkels zu zerstreuen, sprach von der Umstellung im Leben, dem Klimawechsel, den Nachwirkungen der in den Tropen verbrachten Zeit und meinte, man könne ja, werde es nicht besser, morgen Doktor Link rufen.

Stumm nickte der alte Herr.

Die Tropen sollen tückisch sein, der Junge würde doch nicht einen Knax mit heimgebracht haben?

Stumpf und abwesend saß Hugo Mertens auf der Veranda. Es war am besten für ihn, wieder hinauszugehen in die Ferne.

Die Erinnerungen hatten sich gerächt, das Leben in der Heimat hatte ihm einen bösen Streich gespielt. Nie würde er ergründen können, welche Rolle der Vater im Leben Riedewalds gespielt hatte. Nie kam es ans Licht, wer der Brandstifter gewesen war und was Riedewald die Lippen verschlossen hatte. Es blieb wie es war. Er war ein Mertens und mit diesem Namen war Unglück und namenloser Kummer für Anne-Marie verbunden. Es gab nichts zu hoffen.

Mit welchen Zukunftshoffnungen war er Anne-Marie begegnet. Er dachte an das erträumte Glück, an das kleine Häuschen mit Anne-Marie als Hausfrau, an Kinderlachen — —

Karola Keding wartete geduldig, bis Hugo sich aussprach. Sie kannte ihn gut und wußte, daß er sich immer erst einen Ruck geben mußte, ehe er über seine Angelegenheiten sprach.

Das Wochenende kam.

Karola verstand es, die Sorgen Olbrichs zu beschwichtigen. Am Nachmittag ritt sie mit Hugo in den Wald.

Doktor Mertens berichtete von dem Besuch bei der alten Marie, der Waldschenke und Bieler, dem Wirt und endlich von Anne-Marie und seiner großen Liebe.

„Ich bin am Ende, Karola, ich muß mich eben damit abfinden, das Spiel verloren zu haben. Leben und Erinnerungen sind zu starke Gegner. Ich werde arbeiten, mein Werk vollenden und dann wieder packen und von dannen ziehen."

Karola schwieg und schaute mit umflorten Augen in die Weite des Waldes.

Sie erinnerte sich an den ersten gemeinsamen Ausritt, wie strahlend, wie jung und lebensfroh war damals Hugo gewesen.

„Irgendwo werde ich mich verkriechen, in ein Bauernhaus oder auf einer Alm. Dort kann ich arbeiten und Ruhe finden."

„Und vorher möchtest du nicht noch einen Versuch machen, Anne-Marie Rodeck zu sehen? Der alte Beier, von dem du erzähltest, würde sicherlich gern vermitteln. Wenn Anne-Marie dich wirklich liebt, wird sie schließlich doch die Vergangenheit vergessen. Deine Liebe wird sie sicherlich darüber hinaustragen."

Mertens lachte hart und bitter auf.

„Eine zerstörte Kindheit, Jammer und Schmerz lassen sich nie vergessen. Sie gehen mit mir und bleiben an meiner Seite, nie würde Anne-Marie frei davon kommen. Sie soll den Namen Mertens tragen, der mit der Erinnerung an den unheilvollen Prozeß verbunden ist? Karola, das würdest du auch nicht über dich bringen."

Das Mädchen trabte leicht an, und Mertens folgte.

„Außerdem ist Anne-Marie jetzt in einem Zustand, der Schonung verlangt. Es wäre nicht möglich, ihr jetzt mit derartigen Sachen zu kommen. Das hieße, die Erinnerung bis ins Kleinste wieder aufleben zu lassen." —

An diesem Abend wanderte Karola auf dem kürzesten Wege ins Nachbardorf.

Doktor Link saß über seinen Abrechnungen mit der Krankenkasse und legte die Feder zur Seite, als Karola eintrat.

Sein offenes Gesicht erhellte eine warme Freude.

Nachdem Karola Keding in das Schlafzimmer herübergegangen war und eine Weile entzückt vor dem Bett des kleinen Buben gestanden hatte, der mit ge-

ballten Fäustchen in seinem Bett lag, setzte sie sich dem Arzt gegenüber.

Link merkte sogleich, daß Karola etwas besonderes auf dem Herzen hatte.

„Nun?" sagte er mit jener verständnisvollen Güte, wie sie nur ein Arzt an sich hat.

„Ich möchte deinen Rat, Fritz, es handelt sich um Hugo Mertens."

Link wurde unruhig.

„Ich dachte mir schon, daß Konflikte entstehen würden, nun kommt der unangenehme Augenblick, in dem wir Farbe bekennen müssen. Also hat Mertens doch Interesse für dich?"

Karola lachte. Es war ein glückliches Lachen. Rasch wurde sie jedoch wieder ernst.

Kurz erzählte sie von der inneren Verfassung Hugo Mertens', seinem Schicksal, seiner Liebe. Sie wußte, daß sie Link vertrauen durfte, und da sie vor ihm keine Geheimnisse hatte, sprach sie frei und offen und mit tiefem Mitgefühl.

Lange berieten und sprachen die beiden Menschen, und es war spät, als Karola mit dem Arzt das Haus verließ. Er begleitete sie bis zum Parkeingang.

„Es wird das beste sein, wir wagen es, darin sind wir einer Ansicht," meinte sie beim Abschied und drückte dem Manne liebevoll die Hand.

Link beugte sich zu ihr herab und küßte sie. Lange schaute er dann der schlanken Mädchenerscheinung nach, die in den Glanz der Sterne zu schreiten schien. — — —

„Herr Doktor Link hat mich zu einer Autofahrt eingeladen," erklärte Karola am nächsten Tag, „ich habe mir drei Tage von meinem Urlaub genommen, und so werden wir morgen früh in aller Stille starten."

Rittmeister Olbrich ließ die Gabel sinken.

Verblüfft sah er auf Karola und Hugo Mertens. Was fiel dem Mädel denn ein, ja, wenn Hugo mit ihr gefahren wäre!?

Olbrich wußte nicht recht, was er dieser bestimmt vorgebrachten Erklärung entgegensetzen sollte, er konnte sich nur auf ein unverständliches Gemurmel und ein ausgedehntes „Soso!", beschränken.

„Da tust du recht dran, solche Tage machen immer leicht und froh."

Doktor Mertens sagte es abwesend und mit einem zerstreuten Lächeln.

Er bekommt die Schlafkrankheit, dachte Olbrich und starrte entsetzt auf Mertens' verfallenes Gesicht. Auf jeden Fall mußte Link noch vor seiner Autotour kommen. Eine Verrücktheit war diese ganze Fahrt, warum nahm er sich ausgerechnet Karola mit? Hugo schien nichts dabei zu finden, so konnte er auch nichts sagen. Ueberflüssig war diese Tour jedoch auf jeden Fall.

Link kam, er fühlte Mertens den Puls, ermahnte ihn, nicht so stark zu rauchen und erklärte dem Rittmeister, er habe im großen und ganzen nichts von Belang feststellen können. Das beruhigte den alten Herrn wesentlich.

Hugo arbeitet vermutlich zuviel, er war ein fürchterlicher Streber. Man konnte mit ihm kein vernünftiges Wort mehr führen; immer antwortete er zerstreut und dachte offenbar nur noch an seine Niam-Niamleute.

Seit Karola mit Doktor Link unterwegs war, erschien Mertens nur gerade zu den Mahlzeiten. In seinem Aschenbecher lagen unzählige Zigarettenstummel, so daß sich Olbrich verpflichtet fühlte, an die Mahnung des Doktors zu erinnern. Hugo lächelte und zog sich noch mehr zurück. Er blieb auf seinem Zimmer und schloß sich ein. Seine Arbeit verlangte dies, erklärte er, denn er mußte, wie er behauptete, sein Material immer zur Hand haben.

Das wurde dem alten Herrn zu bunt. Er stieg in seinen Weinkeller hinunter und holte eine der verstaubten, mit Spinngewebe überzogenen Flaschen hervor. Es war ein köstlicher und seltener Tropfen, den Olbrich mit heraufbrachte. Die Mönche eines ungarischen Klosters hatten ihn gezogen.

Der edle Tropfen würde Hugo ins Blut gehen und ihn aufrütteln. Bedächtig, die Flasche und zwei Gläser feierlich tragend, stieg der Gutsbesitzer zu Hugos Zimmer empor.

Wenn Hugo nicht herunterkam, so würde er hinaufgehen. Es kam ihm nicht darauf an, in Gegenwart der Niam-Niamschädel zu zechen, der Wein verlor deshalb nicht an Güte und Würze.

Erstaunt musterte Hugo den alten Mann, der behutsam Flasche und Gläser auf den Tisch niedersetzte und ihn schmunzelnd betrachtete.

Onkel Franz war ein rührender Mensch, man durfte ihm die Freude nicht verderben. Innerlich seufzend, ergab sich Hugo in sein Schicksal.

Eifrig erklärte Olbrich die Herkunft des Weines, und entzückt ließ er den goldgelben, schweren Trank in die Gläser fließen.

Die Männer stießen an.

Olbrich zwinkerte Mertens lustig zu.

„Auf das Leben, das Glück, mein Junge."

Mit hartem Lächeln tat Hugo Bescheid.

Da klopfte es erregt an der Tür.

„Herein!" rief Olbrich.

Die Köchin erschien aufgeregt, die nassen Hände an der Schürze abtrocknend, auf der Schwelle.

Der Herr Doktor wird gerufen, er ist es, ganz gewiß, der Rundfunk sucht ihn. Es ist unser Herr Doktor, Herr Rittmeister, wenn sie auch den Namen nicht genau wissen."

Das runde Gesicht der Köchin glühte, mit weit geöffneten Augen starrt sie auf Hugo Mertens.

„Was ist los? Ich verstehe kein Wort, was will der Rundfunk?"

„Es ist eine Sondermeldung, der Wirt von der Waldschenke in Steingrund sucht —"

„Reden Sie, was hörten Sie, sagen Sie mir — —"

Hugo hat sich blitzschnell erhoben.

Die Köchin hob die Hand. Deutlich hörte man die Stimme des Ansagers durch die Diele schallen.

„Achtung, Sondermeldung. Der Herr mit Namen Mertens oder Merkenz, der vor wenigen Tagen in der Waldschenke bei Steingrund gewesen ist, sich dort mit Bieler unterhalten hat, wird aufgefordert, sich unverzüglich bei der nächsten Polizeidienststelle oder dem zuständigen Landjäger zu melden."

Hugo war hinausgeeilt, mit wenigen Sätzen war er im Autoschuppen, der Motor sprang an.

Ehe Olbrich sich von seiner Verblüffung erholt hatte, sah er den Wagen davonbrausen.

22. Kapitel.

Das Licht des Scheinwerfers drang in die Nacht hinaus.

Mertens hörte immer noch den Ruf des Rundfunks — er fuhr mit höchster Geschwindigkeit. Eine innere Stimme sagte ihm, daß er eilen mußte, daß eine Entscheidung heranreifte, die das Schicksal gefällt.

Die Gedanken stürmten ihm durchs Hirn, alle Erwägungen, Vermutungen und Schlußfolgerungen wurden wieder lebendig.

Bieler verlangte nach ihm.

Gleich am Anfang vom Steingrund wohnte der Landjäger, bei diesem konnte er sich melden. Er hatte ihn im Garten an seinem Rade stehen sehen, als er vor Tagen vorbeifuhr.

Der Steinbruch nahte, der Wald säumte die Straße.

Doktor Mertens hielt kurz vor dem Hause des Landjägers, eine Frau, die im Garten stand, rief ihm zu, daß der Landjäger in der Waldschenke sei.

Mertens trat schon wieder auf den Gashebel, und da tauchte auch schon die Schenke auf.

Mertens sprang aus dem Wagen. Neugierig drängten sich einige Leute vor der Tür. Die Uniform des Wachtmeisters hob sich heraus.

„Ich bin Mertens, Doktor Mertens, der Ruf hat mich erreicht und ich bin sofort gekommen."

„Kommen Sie!" rief der Landjäger und drängte Hugo eilig ins Haus. „Der Doktor ist gerade bei dem alten Bieler, er fiel vor zwei Stunden in der Schenke um und schrie fortwährend Ihren Namen."

Mertens folgte dem Beamten.

Auf einem ärmlichen Lager in einer engen Stube lag der alte Bieler. Der Arzt trat zurück, als die beiden erschienen.

„Dies ist der Gesuchte," erklärte der Wachtmeister leise.

„Bieler, hier ist der Herr Mertens," ergriff jetzt der Arzt das Wort und beugte sich über den wie leblos Daliegenden.

Jäh öffnete der alte Mann die Augen. Hugo sah wieder diesen unergründlichen, rätselhaften Blick. Doch jetzt glimmte ein Funke auf dem dunklen Grunde dieses Blickes auf.

Unverständliche Worte drangen an Mertens' Ohr, er ging näher.

„Sie sollen etwas erfahren — ich nehme es nicht mit, nein, ich nehme es nicht mit. Herunter — herunter damit, sage ich."

Mertens zitterten die Knie. Er setzte sich auf das Lager des Sterbenden. Arzt und Landjäger wollten sich zurückziehen, doch Hugo gebot ihnen zu bleiben. Bieler sollte unter Zeugen sprechen.

„Sie kennen doch die vergangenen Zeiten, Sie sollen es wissen. Dem Riedewald habe ich die Fabrik angezündet, jawohl, ich bin es gewesen. Erst versteckte ich mich unter einer Tonne im Hofe und dann bin ich durch das Fenster ins Kontor gestiegen. Als ich gerade dabei bin, die Kasse aufzumachen, höre ich Schritte — der Riedewald kommt. Ich springe gerade noch hinter ein Regal."

Der Alte atmet schwer, und Hugo sah ins Leere, er konnte dieses von Grauen und Entsetzen, einem schlechten Gewissen und den nahenden Schatten des Todes gezeichneten Antlitz nicht sehen.

Der Wachtmeister war mit dem Arzt näher herangekommen.

Er hatte sein Notizbuch gezogen und machte mit überraschter Miene Aufzeichnungen.

„Warum er, der Riedewald geschwiegen hat, haha, ich weiß es. Ich habe es ja mitangehört. Er hat telephoniert. An die Konditorei in die Nachbarstadt hat er telephoniert. Die Dame, die nach ihm fragte, solle warten. Er habe den Zug verpaßt, weil er noch habe etwas holen müssen. Und das, was er holte, war Geld, viel Geld — — haha — die Scheine raschelten, und der Riedewald war sehr aufgeregt.

(Schluß folgt)

„Die blauen Flieger"

Skizze von Walter Falk.

Die unter dem Namen „Die blauen Flieger" arbeitende Luftakt-Truppe bedeutete dort, wo sie gerade arbeitete, immer den Mittelpunkt des Programms. Erlangte sie nicht den Ruhm der Codonas, so lag das zum großen Teile an dem Verhängnis, das über den drei Menschen waltete, jäh hereinbrach und ihren Weiterweg in der besten Schaffenskraft unterbrach.

Als damals Evelyne mit ihren beiden Partnern die Nummer durchprobte, war es bei der jungen Frische und Schönheit des Mädchens kein Wunder, daß sich sowohl Oliver als auch Mortimer zu ihr hingezogen fühlten. Es war auch verständlich, daß sie einander von ihrem Gefühl nichts sagten, sich aber heimlich beobachteten und schweigend abwarteten, wie das Schicksal sich nun entscheiden würde.

Oliver war der Lustigere, er war fast immer fröhlicher Laune, konnte ein hinreißend begabter Plauderer sein, eine leicht zur Schau getragene Eitelkeit kleidete ihn dazu gar nicht unangenehm. Mortimer war still, fast philosophisch, etwas träumerisch veranlagt. Da zudem Oliver auch äußerlich von der Natur sehr reichlich bedacht worden war, Mortimer dagegen außer seinem durchtrainierten Körper nicht viel Vorzüge aufzuweisen hatte — sein Gesicht war zu breit, die Nase zu stumpf, die Haare zu dünn —, war es schließlich nicht verwunderlich, daß sich Evelyne für Oliver entschied.

Beide, Oliver und Mortimer, gingen geflissentlich einer Aussprache aus dem Wege. Einmal waren sie arbeitend ja zu sehr aufeinander angewiesen, als daß sie im vertrauten Verkehr einen Schatten dulden wollten, dann aber auch schätzten sie einander als Menschen gegenseitig zu hoch, um eine Trübung veranlassen zu wollen. Sie wußten umeinander nur allzu gut Bescheid.

Mortimer versuchte in einem vergeblichen, zähen, inneren Kampf sich selbst zu überwinden. Aber die Liebe zu Evelyne fraß sich wie eine Krankheit immer tiefer in ihn hinein, wurde zur entsetzlichen Qual, zerstörte langsam seine Nervenkraft, vertiefte seine Anlage zur Schwermut und verführte ihn zu Gedanken, die ihn erschaudern ließen, ohne daß er sie bannen konnte. Besonders marterten ihn die Minuten der Arbeit.

Wenn er im Trapez hing, kopfunter, die Arme griffbereit ausgestreckt, dann jagten die Gedanken wie entsetzliche Bilderfolgen durch sein Hirn. Er sah sich danebengreifen, er sah Oliver abstürzen — sie hatten nur ein schmales Schutznetz, das nur bei einem Sturz aus den mittleren, schwingenden Trapezen sicherte —, er sah Evelyne aufschreien. Er war wie ein Kranker, der am Bergabhang steht, nahe an den Abgrund tritt, den die Tiefe klammernd anfaßt und niederholen will, der da denkt: Ich will ja nicht, aber ich muß mich hinunterstürzen...

Zwei Jahre durchlitt Mortimer diese fürchterliche Qual. Niemals dachte er tagsüber daran, Oliver um seiner glücklichen Liebe willen zu grollen. Er ertrug sein Schicksal tapfer, ergeben sogar. Aber dann, wenn der Abend kam, wenn sich die Stunde näherte, in der er an seine Arbeit ging, in der Oliver, seinen Fängerarmen vertrauend, durch den leeren Raum auf ihn zufliegen würde, dann faßte es ihn an, dann überlief ihn ein Zittern, und er betete zu allen Mächten, die über die Menschen Gewalt haben, ihn doch zu beschützen, zu festigen. Nach der Arbeit war er immer schweißgebadet, konnte minutenlang kein Wort reden, war unter der Schminke bleich, und seine Hände bebten wie die eines schwer Nervenkranken.

Und diese drei Artisten arbeiteten unter dem Namen „Die blauen Flieger" — sie trugen lichtblaue Trikots — das fünfte Jahr miteinander, als das Verhängnis hereinbrach. Nein, kein entsetzlicher Absturz! Denn die Nerven hielten bis zum allerletzten Augenblick durch.

Sie arbeiteten unter einer Zirkuskuppel. Mortimer hing in seinem feststehenden Trapez. Er fühlte, wie ihm der Schweiß ausbrach, wie seine Arme zitterten, wie schließlich dieses Zittern den ganzen Körper überlief. Und er sah Evelyne in ihrem blauen Trikot drüben neben Oliver stehen, schön, begehrenswert wie nur je... und wenn nun Oliver fliegen würde, seinen Armen zu, der Schwung würde ihn über das Netz da unten hinaustreiben, im gelben Sande der Arena... lichtblau ein Bündel Mensch, und das Blut würde überfließen... Ein Schreckensschrei allerorten... Nein, nein, er will ja nicht, aber er muß... Es ist ein fürchterlicher Zwang... er packt ihn an... er treibt ihn. Wenn jetzt Oliver kommt... dann die Arme schlecht halten... Er wird danebengreifen, niedersausen.. da unten im gelben Arenasande...

Mortimer gab mit den Knien leicht nach und stürzte sich.

bevor Oliver, der das Trapez schon in den Händen hielt, zum Schwunge ansetzte, in das Schutznetz nieder.

*

Mortimer wurde in das Krankenhaus gebracht. Er phantasierte wirr durcheinander, von Evelyne, von Oliver und dem Sturz in die Arena.

Er starb nach fünf Tagen.

Nach dem Tode Mortimers lehnte sich Oliver an einen Sessel, schloß leise die Augen und sagte zu Evelyne:

„Es war anders nicht möglich. Einer von uns beiden. Aber allabendlich dachte ich, daß ich es sein würde... Er war ein treuer, treuer Kamerad... Und wir werden jetzt heiraten, Evelyne . . ."

Die erste Auflage

Von Kurt Lütgen.

Von der Reise zurückgekehrt, die ihn in seine kleine Heimatstadt und dort an den Sarg seines Onkels Karl geführt hatte, suchte der junge Schriftsteller Peter Martens sofort seinen Verleger auf.

„Nun mein Lieber", begrüßte dieser ihn erfreut, „was macht Ihr Roman? Besteht Aussicht, daß wir ihn zu Weihnachten herausbringen können? Sie wissen, ich verspreche mir viel Erfolg von dieser köstlich witzigen Geschichte eines allzu folgsamen Mannes. Brauchen Sie etwa einen kleinen Vorschuß? Nur heraus mit der Sprache! Sie wissen, ich bin kein Unmensch."

Gemeinhin hören junge Schriftsteller eine solche Aufforderung nicht ungern. Martens aber ging diesmal nicht darauf ein, sondern antwortete schwerfällig: „Ich muß Sie leider enttäuschen. Ich werde diesen Roman nicht vollenden, sondern tief zu vergraben suchen — nicht nur in meiner Truhe, sondern auch in meinem Gewissen."

Der Verleger blickte ihn besorgt und fragend an. Martens wich dem Blick aus.

„Ich weiß, ich schulde Ihnen eine Erklärung für diesen Entschluß", sagte er. „Hören Sie zu! — Ich war im besten Zuge in der Arbeit an meinem Roman, als mich die Nachricht erreichte, daß mein Onkel Karl gestorben sei. Er ist nach dem Tode meiner Eltern mein Vormund gewesen und hat meinem Herzen ziemlich nahe gestanden, wenn er auch vielleicht allzusehr unter dem Pantoffel seiner Frau stand, um mir seine Zuneigung für mich deutlich zu zeigen. Seine Frau nämlich hatte einen Widerwillen gegen mich, und was sie sagte, dachte und tat, war für ihn Richtschnur des Lebens. Immerhin habe ich es seiner Gutmütigkeit und Nachsicht zu danken, daß meine frühen Jugendjahre trotz mancher Not ohne Bitternis geblieben sind.

Später ereignete sich dann etwas, das mir Veranlassung gab, seiner bis zu seinem Tode mit einer gewissen spöttisch-bitteren Verachtung zu gedenken. Als ich mich entschloß, meinen Beruf aufzugeben und nur noch als Schriftsteller zu arbeiten, bat ich ihn, mir über die erste schwierige Zeit durch ein Darlehen hinwegzuhelfen. Er hat mir die Erfüllung dieser Bitte in einem Brief abgeschlagen, aus dem ich mehr als deutlich die scharfe Stimme seiner Frau heraushörte. Er denke nicht daran, hieß es in dem Brief, mich in meinen höchst überflüssigen Phantastereien zu unterstützen.

Mich erbitterte weniger die Verständnislosigkeit als die Feigheit, die aus diesem Brief sprach, und ich nahm mir vor, mich bei Gelegenheit zu rächen. Der Pantoffelheld sollte spüren, daß man nicht ungestraft einen Schriftsteller zum Neffen hat. Mein Roman „Geschichte eines allzu folgsamen Mannes", von dem Sie so große Stücke halten, ist also aus einem rachsüchtigen Geist geboren worden."

„Aha", warf hier der Verleger boshaft ein, „nun hat der gute Onkel Ihnen einen Batzen Geld hinterlassen, und da wollen Sie mich aus purer Dankbarkeit um einen amüsanten Roman bringen?"

Martens schüttelte den Kopf: „Nein, mein Onkel hat mir nichts hinterlassen, was Geldeswert besitzt. — Sie wissen, daß ich im ersten Jahr meiner Selbständigkeit als Schriftsteller mit meinem ersten Gedichtband zu Ihnen kam und daß Sie ihn, wie ich vermute, in einem Anfall von Leichtfertigkeit in Ihren Verlag nahmen. Vier Monate nach seinem Erscheinen kamen Sie zu mir und sagten — ich weiß es noch Wort für Wort —: „Ich verstehe das nicht! Noch hat die Kritik keinerlei Notiz von Ihren Gedichten genommen und doch ist die erste Auflage bereits ausverkauft. Na, damit wollen wir den Herren Kritikern und Buchhändlern einmal einheizen."

Das taten Sie dann auch und mit so gutem Erfolg, daß die Gedichte heute in der vierten Auflage stehen, dank jener so schnell verkauften ersten Auflage. Gesichert durch den Ertrag dieser Auflagen ging ich an meinen ersten Roman, der meine Rache an meinem knauserigen und feigen Onkel sein sollte.

Nun aber hat er mich auf eine seltsame, für ihn jedoch bezeichnende Weise jedes Recht zur Rache genommen.

Als ich nach dem Begräbnis meiner Tante bei der Sichtung des Nachlasses half, fand sich in dem altmodischen Geldschrank seines Privatkontors ein großes Paket. Wie sich beim Aufschnüren erwies, bestand es aus lauter kleinen Bücherpäckchen. Sie enthielten, bestellt bei über hundert verschiedenen Buchhandlungen des ganzen Landes, die gesamte erste Auflage meiner Gedichte. Onkel Karl hatte sie in aller Heimlichkeit gekauft. Vielleicht glaubte er, mir so am besten und seiner Frau gegenüber am unauffälligsten zu helfen.

Sicherlich hat er nie auch nur eins meiner Gedichte gelesen. Aber sagen Sie selbst: bin ich hiernach noch imstande, diesen Mann — und mag er noch so sehr ein Pantoffelheld gewesen sein — zum Gegenstand einer rachsüchtigen Satire zu machen?"

Der Verleger antwortete auf diese Frage mit einem tiefen, resignierenden Seufzer.

Der sprachlose Stammtisch

Skizze von Waldemar Kabus.

Er erzählte von jeher gern einen Schwank, der Herr Oberinspektor Knersch. Wenn er jetzt einen zum Besten gibt, wissen alle, daß er in Hamburg spielt. Dorthin nämlich hatte Knersch die einzige Reise seines Lebens gemacht, um seine verheiratete Tochter zu besuchen. Nun waren die Eindrücke der Welt- und Hafenstadt auf ihn, der nur fürs Büro und seinen Garten lebte, übermächtig und befruchteten seine Phantasie, was wiederum den Bekannten in der Heimat zugute kam. Denn die Histörchen des Herrn Knersch hatten Ruf, in der Schrebergartenkolonie wie im Dienst.

Vor einigen Tagen nun erzählte Knersch die folgende Geschichte. Seine von riesigen Aederchen durchzogenen Bäckchen glühten auf, als er begann:

„Ja, das war also in Hamburg, nüch. So'ne richtige Schifferkneipe müßt ihr euch vorstellen. Die Tür war so niedrig, daß man den Kopf einziehen mußte, wollte man seinen S-teifen ohne Beule trinken. Na, was tut man nicht alles. Kurzum, ich saß bald unter der niedrigen Decke an einem blankgescheuerten Tisch, in den schon so mancher blaue Junge seine Verlobungsanzeige geschnitzt hatte. Ein Qualm war in der Stube, daß der Wirt immer erst sein Nebelhorn erschallen lassen mußte, wenn er den Grog von der Theke zu den Durstigen jonglierte, sonst hätte man ihn gerammt. Um mich herum saßen echte Seebären, wetterharte Gesichter. Aus einer Ecke klang ein Schifferklavier, rauhe Kehlen sangen dazu. Was soll ich sagen, mein Gemüt lief allmählich auf Hochtouren, zumal ich schon ein paar Glas geleert hatte, ich fühlte mich s...wohl.

Da entdeckte ich in einer Nische noch einen Tisch, an dem niemand saß. Aha, ein Stammtisch, denn es stand etwas wie eine Fahne oben. Nein, das war keine Fahne, mein Gott, das war ja — haha, haha. Kinners, so wahr ich Knersch heiße, die Fahne war ein Bart! So'n Ding, wie wir es als Jungen an der Nikolauslarve hatten. Haha! Stammtisch zum Bart! Wie ich noch so über die spaßige Sache nachdachte, setzten sich zwei alte Seebären an jenen Tisch. Bald gesellten sich noch drei andere hinzu, die, wie die ersten, den früher unter Schiffern üblichen Backenbart trugen. Nun hing ich mit den Blicken an dem Stammtisch, daß mir vor Staunen der Mund offen stand. Die fünf Männer sprachen nämlich kein Wort miteinander. Sie lachten nur von Zeit zu Zeit. Bald erkannte ich den Zusammenhang. Ab und zu faßte nämlich einer unter den Tisch und zog ein Schild hervor, das er allen zeigte.

Eine Zahl stand darauf. Jedesmal folgte dann das Gelächter der Alten.

Mir blieb vor Verwunderung die Spucke weg. Ich hob mein Glas, und die Gedankenverbindung mit dem Wirt war hergestellt. Im Nu brachte er den nächsten S-teifen. Und da hielt ich ihn am Aermel und fragte, was denn das für närrische Leute dort am Tisch seien."

Knersch holte tief Atem. Aus Erfahrung wußten wir, daß jetzt die Pointe folgen würde. Wir saßen mäuschenstill, gebannt hingen unsere Augen an seinen Lippen. Und das brauchte Oberinspektor Knersch, diese Situation kostete er aus. Pfeifend stieß er nun den Atem aus und fuhr fort: „Ja, also der Wirt sah auf die alten Seebären und meinte lächelnd: „Ach, die alten Herren dort kennen sich und ihre Anekdoten schon ein Menschenalter. Um sie nicht immer wieder erzählen zu müssen, haben sie ihre Witze numeriert, wenn einer ein Schild hochhebt, wissen alle Bescheid und lachen, was sie lachen können."

Ja, das war in Hamburg. Praktisch, nüch?!"

Feixend beugte sich Knersch über seine Akten. Ach, hätte ich doch auch eine verheiratete Tochter in Hamburg!